

## Rezensionen / recensions / recensioni

Burdewick, Ingrid (2003). *Jugend – Politik – Anerkennung. Eine qualitative empirische Studie zur politischen Partizipation 11- bis 18-Jähriger*. Opladen: Leske + Budrich. 311 Seiten.

Die Dissertation von Ingrid Burdewick beinhaltet eine Fallstudie zu einem Jugendparlament, einem Modellprojekt in einer niedersächsischen Kleinstadt. Im Zentrum der Arbeit stehen 16 qualitative Interviews mit Schülerinnen und Schülern im Alter von 11 bis 18 Jahren, die im Zeitraum von 1995 bis 1997 an mindestens einer Sitzung des Jugendparlaments als Delegierte mitgewirkt haben. Im Sample sind die Mädchen deutlich in der Überzahl; mehr als die Hälfte der Jugendlichen strebt einen gymnasialen Schulabschluss an.

Die Kernthese der Arbeit geht dahin, dass der Mangel an institutioneller Anerkennung eine politische Schlüsselerfahrung von Jugendlichen ist. Die Autorin möchte klären, was angesichts der beobachtbaren wachsenden Distanz von Jugendlichen zur konventionellen Politik für die Belebung der Demokratie getan werden kann; im Lichte dieser normativen Vorgabe geht es in erster Linie um die Frage, ob Jugendparlamente sich als Sprungbrett für eine Revitalisierung der Demokratie eignen. Methodologisch stützt sich die Arbeit auf das Konzept der Grounded Theory nach Anselm Strauss. Im Bereich der Entwicklungspsychologie und der Sozialisationstheorie werden Anleihen bei Jean Piaget, Lawrence Kohlberg und Robert L. Selman gemacht; hinzu kommen sozialphilosophische Erörterungen zum Problem der Anerkennung, bei denen etwa George Herbert Mead, Charles Taylor, Jürgen Habermas und Axel Honneth als Stichwortgeber fungieren. Die problemzentrierten Interviews decken ein breites Spektrum von Fragen ab, das von den Motiven des Engagements über die Erfahrungen bei der parlamentarischen Arbeit und die Resonanz des Jugendparlaments bei den Gleichaltrigen bis hin zum allgemeinen Rechts- und Politikverständnis sowie zur eigenen zukünftigen Rolle als Staatsbürger oder Staatsbürgerin reicht.

Die Resultate zeigen, dass bei den Motiven für das Engagement der Wille zur Veränderung obenan steht: Die Devise lautet, dass es weniger auf Worte als vielmehr auf das Handeln ankomme. Gerade diese aktivistische Orientierung wird in der Praxis des Jugendparlaments oft enttäuscht. Die Erfahrung monotoner und langweiliger Sitzungen führt bei einigen Jugendlichen zu einer tiefgehenden Desillusionierung, die durch den Eindruck fehlender Entscheidungsrelevanz noch verstärkt wird. Einerseits würdigen mehrere Interviewpartner die formale Organisation der Sitzungen als positiv, weil diese Seriosität den Jugendlichen mehr Gehör bei den Erwachsenen verschaffen werde. Andererseits treten in den Antworten massive Zweifel zutage, ob die Erwachsenen das Parlament wirklich ernst nehmen. Zwar hat sich die Kommune bei dem Modellprojekt darauf verpflichtet, dass sie die Vorschläge des Jugendparlaments mit Sorgfalt

behandeln und nach Möglichkeit umsetzen werde; in der Praxis erweist sich diese Selbstverpflichtung aber doch als eher unverbindlich.

Während die jüngeren Befragten sich mit den Einflussmöglichkeiten des Jugendparlaments eher zufrieden zeigen, mehrt sich bei den älteren die Skepsis, ob es sich hier tatsächlich um eine wirksame Form der Beteiligung handelt. Diese Skepsis verbindet sich mit grossen Vorbehalten gegenüber konventionellen Formen der Politik und gegenüber etablierten Politikern. Die wichtigste Kritik ist, dass diese Politiker sich innerlich zu weit vom Volk entfernt haben. Bei der Ausformulierung dieser Kritik wird der Vorwurf laut, dass die herrschende Politik kurzfristig an Wählerstimmen orientiert sei und dass das Verantwortungsbewusstsein gegenüber kommenden Generationen fehle. Vieles entspricht hier dem Stereotyp, wonach es sich bei der Politik um ein schmutziges Geschäft handelt: Der Mangel an Weitsicht wird mit Unaufrichtigkeit, Arroganz und massenmedial verstärkter Selbstgefälligkeit in Zusammenhang gebracht.

Ein weiterer von den Jugendlichen vorgetragener Kritikpunkt zielt darauf, dass etablierte Politik sich durch einen Mangel an Lebendigkeit und Dynamik auszeichne und unter wachsender Bürokratisierung leide. Indes fällt genau diese Kritik am politischen Alltagsgeschäft mittelbar auf das Jugendparlament selbst zurück. Aus den Interviews ergibt sich der Eindruck, dass die Diskussionen, bei denen es etwa um Fahrradwege, Busverbindungen und den Zustand von Spielplätzen ging, häufig nicht recht vom Fleck gekommen sind. Die Hoffnung, dass es sich beim Jugendparlament im Gegensatz zur offiziellen Politik um einen Ausdruck von authentischem Gestaltungswillen handelt, wird durch die Praxis eher enttäuscht als bestätigt. Diese Enttäuschung nährt den Verdacht, dass das Jugendparlament nur eine Alibifunktion erfüllt. Hinzu kommt die entmutigende Erfahrung, dass die engagierten Jugendlichen bei ihren Peers häufig auf Missachtung stoßen. Von daher verwundert es nicht, dass sich mitunter resignative Tendenzen bemerkbar machen. Beim Blick auf die eigene politische Zukunft ergibt sich ein gemischtes Bild: Mehrere Respondenten deuten an, dass die Politik für sie kein Feld der Selbstverwirklichung darstellt, wobei sich die Jungen eher als die Mädchen in traditionellen Formen der politischen Betätigung im Rahmen von Parteien und Parlamenten wieder erkennen können. Hier sind allerdings Vorbehalte anzumelden, weil das Sample zu klein und zu unausgewogen ist, um eine Generalisierung vornehmen zu können.

Im Hinblick auf die altersspezifischen Differenzen der Interviewpartner zieht die Autorin den Schluss, dass sich ein Spannungsverhältnis zwischen pädagogischer Fürsorge und demokratischer Selbstbestimmung ergebe: Während die Jüngeren sich durchaus mit einem Jugendparlament identifizieren können, das von Erwachsenen konfiguriert und betreut wird, empfinden die Älteren dieses Betreuungsverhältnis eher als Gängelei. Von daher drängt sich der Schluss auf, stärker zwischen pädagogisch angeleiteten Kinderparlamenten und tendenziell selbstbestimmten Jugendparlamenten zu differenzieren. Eine solche Schlussfolgerung kann indes kaum als wissenschaftliche Leistung bezeichnet werden;

die Bezugnahme auf entwicklungspsychologische Konzeptionen bleibt diffus und unbefriedigend. Zudem trägt das Konzept der Anerkennung aufgrund seiner starken normativen Aufladung nicht viel zur argumentativen Tiefenschärfe bei. So ergibt sich als Fazit, dass das Buch aufgrund seiner Anschaulichkeit und Lebensnähe eine Vielzahl interessanter Gesichtspunkte zu bieten vermag, ohne aber theoretisch und methodologisch voll zu überzeugen.

*Carsten Quesel, Pädagogische Hochschule Solothurn*